Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Vincenz Püntiner
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571734

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vincenz Püntiner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erzählung von **Ernst Zahn,** Göschenen.

I.

Ein so heißer Landsgemeindesonntag ist nie erhört worden: der erste Sonntag im Mai und im Tal die Glut eines Julitages! Mehlweiß liegt die Landstraße, die von Altburg nach Seewlen hinunterführt, zwischen den Matten. Fuhrwerke und Fußgänger haben ihren Staub aufgewirbelt und die Wolken sich seitwärts nach rechts und links geschlagen; weit hinein sind die Matten gepudert. Gräser liegen zerdrückt und wie zertreten, Blätter hängen an den Stengeln, schlaff, mit der Staubkruste beklebt. Selbst, wo das Grün der Wiese unberührt blieb, liegt etwas Glasiges über ihr. Die Sonne sengt, und rings ist keine Ahnung eines Wassers, trotzdem der See nicht fern ist und drüben, freilich zwischen Uferbüschen versteckt, der Fluß ihm zuzieht.

An einer Biegung der Straße stehen zwei Häuser, ziemlich in der Mitte zwischen dem Hauptort Altburg und dem Seedorf Seewlen. Eine Viertelstunde herwärts und eine hinzu sind keine andern Gebäude. So ist es ohnehin still um die beiden; aber heute stehen sie tot in der Sonne. Die ist stark über Mittag hinaus, wirft aber ein dichtes Büschel Strahlen stechend auf jedes der zwei Dächer und an jede der beiden der ihr zugekehrten Frontwände. Lichtpfeil an Lichtpfeil steht wie mit geknickter Spitze auf grauen Dachschindeln und weißem Mauermörtel. Ueber die heiße Talebene wölbt sich der Himmel und hat keine Wolke; schwer und wie innerlich brennend läßt er das Blau seines Mantels hinter die langen Bergketten hinabfallen, die im Osten und Westen das Tal begrenzen. Um den Wald, der aus den Matten an die Westbergwand hinaufsteigt, weht kein Luftzug; das helle Neugrün der Tannen glänzt, ein breites Lichtband ist über die stillen Wipfel bis hinauf an das rote Steinwerk der Felskuppen gelegt.

Am Püntinerhaus, einem der beiden Gebäude an der Seewlenerstraße, stößt die Elisabeth Püntiner den Rollstuhl der Mutter aus dem Flur des Erdgeschosses ins Freie. In dem weiten toten Bilde der Landschaft ist die Bewegung, die sich an dem Hause vollzieht, eine verschwindende; am Ort selbst aber liegt etwas Seltsames in dem Heraustreten der beiden Menschen in den heißen Tag. Das Püntinerhaus ist dasjenige, das näher an Altburg liegt; ein Garten trennt es vom Nachbargebäude, das mit ihm an die gleiche Straßenseite gebaut ist. Das großmächtige Schindeldach, welches das Haus und den hinten angebauten Stall überdeckt, wirft einen Schatten über die grünen geschlossenen Fensterladen, die weißgetünchte Mauer und einen schmalen Streifen mit zerstampftem kümmerlichem Gras bewachsenen Vorraums zwischen Haus und Straße. Auf diesen Streifen dicht neben die Haustür schiebt Elisabeth Püntiner die gichtlahme Mutter; denn diese kann Sonne und Hitze brauchen und hat alle sonnigen Sonntage da ihren Platz, seit sie, wie sie sagt, zu nichts mehr nutz ist. Die Püntinerin ist das Haupt der Familie.

Wintermotiv (Waldhaus Dolder bei Zürich). Phot. A. Krenn, Zürich.

Ein wackliges Haupt, würde ſie lächeln. Der Ratsherr, ihr Mann, iſt tot; das iſt jetzt ſchon fünfzehn Jahre her. Die Püntinerin iſt ſelber ſchon ſechzig.

„Sie ſind fertig mit Gemeinden," ſagt Eliſabeth zur Mutter; „da kommen ſchon Leute."

Ganz fern, wo die Häuſer von Altburg an einem Haufen liegen und die weiße Straße ſich dieſem entwindet, werden ſchwarze Punkte ſichtbar, die zu nahenden Menſchen wachſen.

„Siehſt ſchon?" fragt die Püntinerin. Sie neigt ſich in ihrem Rollſtuhl vor und hält die verkrüppelte, knüppelbedeckte Hand über die Augen. Als ob ſie ſehen könnte! Ihr Blick iſt lange nicht mehr hell genug, ihre Augen ſind eingeſunken und entzündet; ſie reichen nicht in die Ferne. Aber dennoch fährt es aus dem kleinen tief in Falten liegenden Stern manchmal noch wie ein ſcharfer Blitz. Dabei hat, wer das ſieht, nicht ſo ſehr die Empfindung, daß die Püntinerin ſcharf ſehe als vielmehr das Gefühl, daß etwas noch friſch und raſch in ihr ſei. Das iſt es auch: nach außen hat die Alte trübe Augen, nach innen ſieht ſie ſcharf und gut; mancher zu Altburg ſtaunt, wie hell es noch immer in ihr iſt.

„Ein paar von Seewlen," ſagt jetzt die Eliſabeth, die auf der Türſchwelle ſteht und noch immer nach denen Ausſchau hält, die ſich von Altburg her nähern. „Eine Maſſe Menſchen muß es heute im Ring gehabt haben!" Die Fünfzehnjährige ſtreckt die hochaufgeſchoſſene, noch kindiſch eckige Geſtalt, und in ihr Geſicht mit den runden, ſchön rotapfelfarbenen Wangen und der kleinen zierlichen Naſe ſpringt ein aus Verlangen und Bedauern gemiſchter Ausdruck. Sie iſt ungern zu Hauſe geblieben.

„Und auch nicht recht iſt es, daß eines ſtatt deſſen die Mutter hüten muß," lacht die lahme Frau. Sie will dem Mädchen nicht wehtun, ſpöttelt und ſcherzt nur; aber die Eliſabeth wird dunkelrot. In ihren großen blauen Augen leuchtet ein ſchneller Schreck. „Nein," ſagt ſie, und dann: „Sagt das dem Vincenz nicht, Mutter, daß ich das geſagt habe!"

Sie ſtreicht mit der Hand eine braune Haarſträhne aus der hellen Stirn, wirft noch einen Blick an der Landſtraße hinauf und verſchwindet im Haus.

Die Püntinerin lächelt. Sähe einer zu, ſo müßte das langſame Stillwerden des Lächelns in dem alten Geſicht ihm auffallen. Während es dauert, ſchwindet und erliſcht, iſt es, als ſpräche die Alte mit ſich ſelber, und ſie ſagt doch kein Wort. Es liegt nur in dem Lachen: Ja, ja, das weiß ich doch alles, wie das iſt mit dem jungen Volk! Das verſteh' ich doch alles, wie das Vergnügen es lockt! Und unrecht wäre es, wenn es anders wäre! Dann ſtützt die Frau einen Ellbogen auf die Wagenlehne und legt das knochige Kinn auf die verzogene Fauſt. So ſitzt ſie und ſtaunt die Straße hinauf. Das Lächeln iſt verſchwunden; aber eine Weile iſt es noch, als ob irgendwo ſein Widerſchein ginge. Dann wird der Blick ernſt. Vielleicht denkt die Püntinerin jetzt an den Vincenz, dem ſie es nicht ſagen ſoll.

Der grelle Sonnenſchein brennt noch auf die Straße. Die zuſammengekauerte Geſtalt der Püntinerin, obgleich ſie im Schatten ſitzt, iſt von einer ſo ſcharfen Lichtwirkung getroffen, daß ſie ſich in ihrem ſchwarzen Kleid wie ein ausgehauenes Bild von der Hausmauer abhebt. Vor allem iſt der kleine Kopf wie gemeißelt. Ein farbiges Tuch iſt, den Zipfel nach hinten hängend und unterm Kinn verknüpft, über den Hinterkopf gelegt. Unter ihm iſt die braune, glatte, gerade Stirn noch ſichtbar. Das ganze ſchmale, faltige Geſicht, das ſcharfe Züge hat, trägt die gleiche braune Farbe wie die Stirn; es iſt ein Braun, das faſt einen gelblichen Kupferton hat. Zwei dicke weiße Haarſträhne fallen unter dem Tuche hervor und hängen an den beiden Wangen herab. Sie und die ſchneeweißen Brauen ſind wie mit Zinkfarbe in und um das ſcharfe Braun gemalt.

Unterdeſſen nähern ſich die Leute, welche die Eliſabeth

entdeckt hat. Sie tauchen in den Geſichtskreis der Püntinerin, vier Bauern im Feiertagsſtaat, der eine im buntgeſtickten Aelplerhemd, die andern im dunkeln Schafwoll-Gewand. Schwerfällig kommen ſie dahergeſchoben. Wo der ſchwere Schuh die Straße tritt, ſpritzt der Staub nach allen Seiten, kleine Räuchlein ſteigen an die ungelenken Beine. Die Oberkörper ſchieben ſich ruckweiſe nach vorn nach dem Takte der aufſtampfenden Schuhe; etwas Mühſames liegt in dem Gang der Männer, zugleich aber etwas Freies, Zähes, aus dem einer raten könnte, daß die an dem Boden hängen, den ſie ſo breit und ſicher beſchreiten. Wie die Männer an das Püntinerhaus kommen, rücken ſie die Hüte und grüßen: „Gut Tag!“ Der der Püntinerin zunächſt gehende, ein junger Menſch, meint, noch etwas hinzufügen zu müſſen. „Es iſt heiß heute,“ ſagt er und geht vorüber.

„Iſt viel Volk geweſen am Ring?“ fragt die Püntinerin hinter den Davongehenden her.

„Mächtig viel,“ antwortet ein anderer von den Vieren, ein alter Mann, mit einem raſierten Geſicht, großem, freundlich grinſendem Mund und linkiſchem Weſen. „Ja, ja, mächtig viel,“ wiederholt er. Dabei bleibt er ein paar Schritte hinter den Gefährten zurück. „Sie haben ihn dann genommen, Euern Vincenz,“ ſagt er wieder und verzieht ſein Geſicht zu einem breiten Lachen.

Die andern ſind jetzt, wie er, ſtehen geblieben. Auch auf ihren Geſichtern ſteht ein breiter Ausdruck der Vergnügtheit.

„Was? Wie genommen?“ fragt die Püntinerin.

„In den Landrat haben ſie ihn gewählt,“ berichtet ſchmunzelnd der alte Bauer.

„Das hätten ſie bleiben laſſen können,“ gibt die Püntinerin wie mit leiſem Aerger zurück; „er hat ſonſt genug Arbeit.“

Einer der jungen Männer meint: „Man muß die Leute nehmen, die man brauchen kann im Rat.“

„Einmal an den Rechten ſind ſie gekommen,“ fügt ein zweiter hinzu.

Der Alte ſchmunzelt: „Ja, beim Eid, haben ſie den Rechten, und das haben ſie.“

„Ja, ja,“ nickt die Püntinerin. Man weiß nicht, hat ſie das „Ja, ja“ zu den Bauern oder zu ſich ſelber geſagt; denn ſie ſcheint voller Gedanken und der Männer kaum mehr zu achten.

„So, ade!“ grüßt einer von dieſen. „Ade!“ klingt das Echo der andern. Damit ſtampfen ſie davon.

Die Püntinerin hat ihren Gruß erwidert. Dann ſinkt ſie in die Stellung zurück, die ſie vorher innegehabt. Die Nachricht macht ihr zu ſchaffen. Ein Häuflein ſchweres Leben, ſitzt ſie in ihrem Stuhl und ſinnt vor ſich hin, nicht trübſelig und kopfhängeriſch, aber mit bitterernſtem Geſicht wie eine, die weiß, daß im Leben wenig Spaß iſt. Als die Eliſabeth nach einer Weile in die Haustür tritt, um einen Blick nach ihr zu werfen, merkt ſie ihr Kommen und ſagt: „Du, in den Rat haben ſie ihn gewählt, den Vincenz.“

Das Mädchen errötet in Freude und Eifer. „Den Vincenz?“ entfährt es ihr, und dann fügt ſie langſam und ſinnend hinzu: „Es iſt nicht zum Wundern.“ Das letztere iſt im gleichen heimlich ſcheuen Ton geſagt, wie vor einer Weile das: „Sagt das dem Vincenz nicht!“

Beide ſchweigen nachher; es iſt ſonderbar, wie das, was ſie von dem Vincenz erfahren, ihre Gedanken ſo beſchäftigt, daß ſie das Sprechen vergeſſen. Die Eliſabeth dreht ſich wieder und geht ins Haus. Die Alte ſitzt, und unmerklich wächſt der Schatten, in dem ihr Stuhl ſteht. Unmerklich kann auch neues Volk über ſie kommen, das von Altburg her den Weg nach Seewlen tut.

Ein einzelner Mann geht vorüber, grüßt und heimſt den ſtillen Gegengruß des lahmen Weibes ein.

Eine Weile darauf tauchen zwei Frauen auf. Auch von dieſen fragt eine im Vorbeigehen: „Habt Ihr es gehört von dem Vincenz?“

„Ja, ja,“ ſagt die Püntinerin.

Die Weiber nicken zurück; auch in dem Nicken liegt es: Heute iſt es einmal recht gegangen!

Verſchneit (Motiv vom Zürichberg). Phot. A. Krenn, Zürich.

Die Freude der Leute iſt ſo offenkundig, daß ſie der Püntinerin zu Herzen geht. Ihr Oberkörper ſtreckt ſich. Ein heimlicher Stolz gibt ihr Kraft, ſich gerade zu halten. Noch im Sichaufrichten ſieht ſie den Arnold, ihren Jüngſten, die Straße daherkommen.

Er geht raſch mit breit ausziehenden Schritten, erblickt die Mutter von weitem, und obſchon er wiſſen muß, daß ſie ſein Geſicht nicht erkennen kann, lacht er wie einer, der ſagen will: Weißt es ſchon, du? Jetzt kommt er heran, ein feſter, geſunder Menſch. Er trägt einen knapp ſitzenden hellen Anzug und hat in ſeinem Gang etwas Leichtes, Federndes, in ſeinen Bewegungen weniger Eckigkeit als die Bauern ſonſt. Dafür iſt er Leutnant und geht mit den Herrenſöhnen von Altburg um, in deren Geſellſchaft ſeine Umgangsformen ſich abſchleifen.

„Haha, da werdet Ihr aufhorchen, Mutter!“ lacht er, noch ein paar Schritte von der Püntinerin entfernt. Dabei nimmt er den runden ſchwarzen Filz von dem dichten krauſen Blondhaar und trocknet ſich mit ſeinem Sacktuch die Stirn von darauf perlenden Schweißtropfen.

„Kommſt lang zu ſpät,“ ſcherzt die Mutter; „ich weiß ſchon Beſcheid.“

Er ſetzt ſich kurzerhand auf die Türſchwelle, öffnet den Hemdkragen und trocknet eifrig Hals und Geſicht. „Ein ſolches Mehr hat nicht bald einer gehabt an der Landsgemeinde,“ erzählt er indeſſen. Aus ſeinem heißen Geſicht leuchten die großen blauen Augen. Das helle, bartloſe Geſicht hat einen Zug von Gutmütigkeit und Offenheit. Wäre ſeine Haut nicht rauh, ſein Knochenbau weniger ſtark, möchte es einem Mädchen wohl anſtehen und hübſch heißen.

„Wie iſt es gegangen?“ fragt ſeine Mutter ruhig.

„Was weiß ich!“ berichtet der Arnold. „Vorgeſchlagen haben ſie ihn. Auf einmal ſchiebt er ſich von hinten her durch die Menge. Gleichmütig tritt er aus der Lücke, als ob er ſchon einmal Landammann geweſen wäre. Dann nimmt er den Hut ab und redet, mir nichts, dir nichts, geradeſo wie er dahier in der Stube redet. Was ihnen einfalle, von der Straße weg einen in den Rat zu wählen! Aber nichts geholfen hat es ihm. Den Wald von Händen hättet Ihr ſehen ſollen, Mutter!“

Die Püntinerin ſperrt die Augen auf. Vor Leid flennt ſie nicht mehr; ſo viel Augenwaſſer hat ſie noch übrig, daß es ihr jetzt in den Blick ſpringt, da ſie das vom Vincenz hört, das von der Ehre, die ſie ihm angetan haben!

„Er wird wohl bald kommen,“ meint ſie darauf.

Der Arnold iſt aufgeſtanden. „Ja,“ gibt er zurück. „Es iſt mir zu heiß da außen,“ fügt er hinzu.

„Nimm mich mit!“ ſagt die Alte, als er Miene macht ins Haus zu treten.

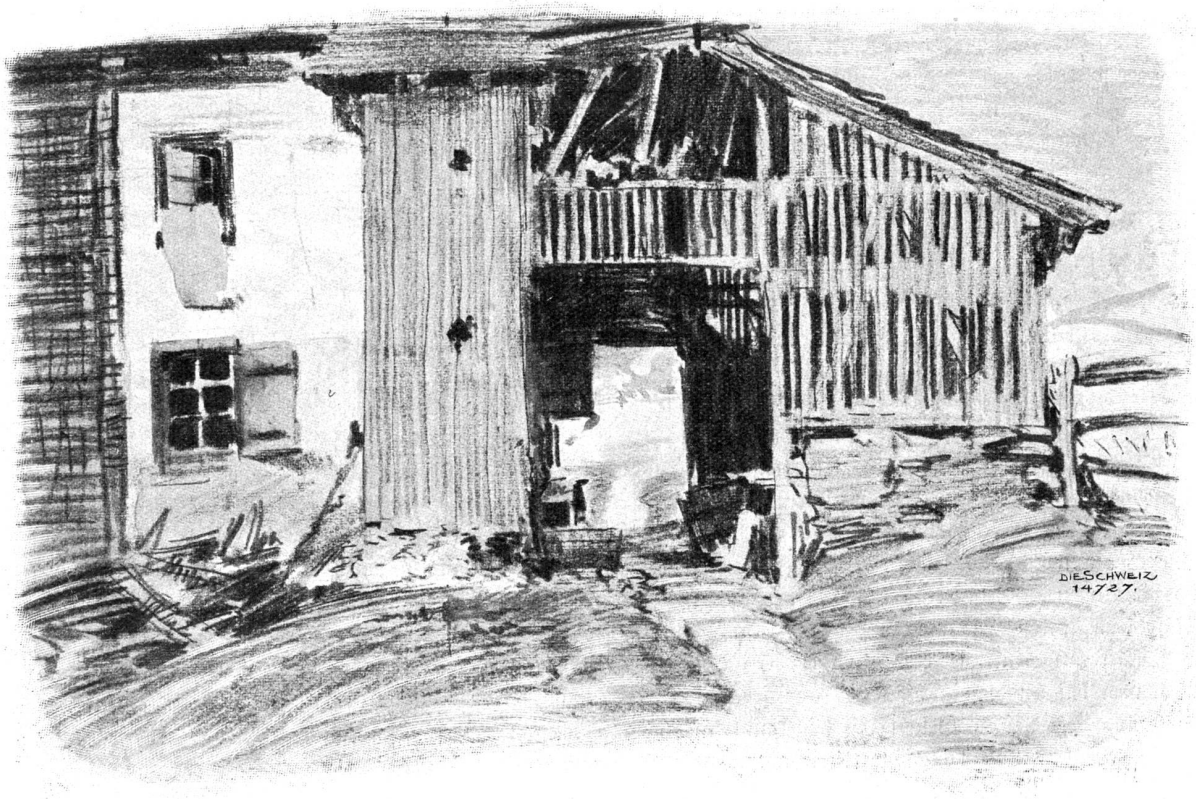
Der vierundzwanzigjährige kräftige Menſch faßt den Wagen an der Stoßlehne und dreht ihn gefährlich ſchnell um, ſodaß die Lahme völlig ſchwankt darin.

„Langſam, langſam!“ ſchmält ſie.

„Freude hab ich bei Gott, Mutter,“ lacht er und ſtößt ſie ins Haus.

In der niedern Stube, die mit den langen Fenſterreihen zweier Wände auf Matte und Gartenland und weiterhin gegen Altburg hinauf ſieht, ſitzen nachher der Arnold, die Püntinerin und die Eliſabeth beiſammen und warten auf den neuen Landrat, den Vincenz. Sie ſitzen um den runden Tiſch, über dem, noch unangezündet, die Lampe an der getäfelten Diele hängt, der Arnold in Hemdärmeln,

Aus einem Skizzenbuch von Jacques Ruch, Schwanden-Paris.



Aus einem Skizzenbuch von Jacques Ruch, Schwanden-Paris.

eine Zeitung vor ſich, die Eliſabeth in einem Buche blätternd, die Püntinerin müßig und in Gedanken.

Die Stube iſt ſauber. Auf der Kommode, dem Lederkanapee und dem Polſterſtuhl liegen gehäkelte weiße Decken; das übrige Gerät, Stabellen und Tiſch, iſt alles ſchlicht und ſtark zum Gebrauch wie in andern Bauernſtuben.

Draußen hat die brennende Sonne ihren Weiterweg getan.

Als einmal während des Leſens und Wartens die Eliſabeth aufſteht und einen Fenſterflügel öffnet, weht ein leiſer Luftzug herein, dem die Talhitze nicht alle Gletſcherkühle genommen hat. Das Licht in der Stube iſt ruhig, nicht mehr grell wie am vollen Tag, ſondern rein und ſacht und feierlich. Schon geht aber ein Dunkeln in den Ecken an, als auf der Straße, am Vorplatz und dann im Flur die ſchweren Tritte desjenigen laut werden, auf den die Püntinerin, der Arnold und die Eliſabeth warten.

„Er kommt," ſagt Eliſabeth.

„Ja, das iſt er," ſagt der Arnold. Beide rühren ſich nicht von ihren Sitzen, beide neigen ſich wieder über Zeitung und Buch, auch die Püntinerin tut nicht dergleichen, als ob ſie gewartet hätte; es iſt nicht Art da herum, zu verraten, wo einer ſich freut oder wartet.

Jetzt geht die Tür.

„Guten Abend!" ſagt der Vincenz.

„Guten Abend!" grüßen die Drei. Kaum daß ſie aufſehen.

Der Vincenz legt ſeinen Hut am Fenſter nieder. Während er das tut, hält ſeine ſchwere, breite Geſtalt zum guten Teil das Licht vom Tiſch ab, wo die andern ſitzen. Er läßt ſich dann nieder und ſieht die Mutter an, die ihm doch mit den Augen heimlich gefolgt iſt. Er lacht. „Ihr werdet es ſchon wiſſen!" ſagt er. Das Lachen iſt ſo flüchtig, daß nachher keiner weiß, ob es in ſeinem vollen, ſtarken Geſicht geweſen iſt.

„Ich wünſche Euch Glück, Ratsherr!" ſagt die Püntinerin fröhlich.

„Von Glück wollen wir nicht reden," meint er. Dabei legt er die Ellbogen auf die Knie und beugt den ſtierſtarken Rücken vornüber. So ſitzt er eine Weile, den Boden anſtaunend. „Eigentlich habe ich denken können, daß es kommen wird," ſagt er nachher.

„Haſt ihnen ſchon genug Dienſte geleiſtet, meine ich," wirft der Arnold ein, der wie die Eliſabeth zu leſen aufgehört hat und nach dem Bruder hinſieht.

Der zuckt die Schultern. „Bah," ſagt er ſtill und ohne Weſen, „die paar Waiſengelder verwaltet und das Bruderſchaftsgut, das hätte ein anderer auch können!"

Plötzlich ändert er den Ton. „Hast gehirtet?“ fragt er den Bruder. Er hat eine tiefe, starke Stimme. Während er so halb vor sich hingemurrt hat, ist das nicht aufgefallen. Jetzt tönt die letzte Frage laut und kurz in die Stube; es kann einer an den zwei Worten merken, wer im Püntinerhaus Meister ist.

Der Arnold steht gleich auf. „Gerade jetzt will ich hinüber,“ sagt er und geht hinaus.

Die Elisabeth hat bisher stumm dagesessen. Sie hat noch nicht darein zu reden, wenn die Alten sprechen. Jetzt ist es, als hätte der Vincenz auch sie gemahnt. Sie erhebt sich und folgt dem Arnold. Sie hören sie nachher in der Küche hantieren.

Der Vincenz zieht, als die Jungen fort sind, den Rock aus und setzt sich auf das Sofa, wo der Arnold gesessen hat. Da dehnt er sich. Seine dicken Armmuskeln lassen die Hemdärmel krachen, als er das tut; seine Brust wölbt sich mächtig. Er gähnt und reibt sich die Augen. „Mehr trinken muß einer, als gut ist, bei solchem Anlaß!“ sagt er.

Die Püntinerin, die das Buch der Elisabeth aufgenommen hat und darin blättert, kann sehen, daß er bleich und doch heiß im Gesicht ist; seine dunkeln, etwas hervorquellenden und von schweren Hautsäcken unterhangenen Augen glänzen. Er lehnt den Hinterkopf, an dem sich die schwarzen Haare lichten, an die Wand und schließt die Lider. Die Hände in die Hosentaschen gestopft, die Beine vorgestreckt, sitzt er in fast liegender Stellung da. Er scheint müde.

Die Püntinerin betrachtet ihn schweigend. Eine ganze Weile schon, ehe er selber in die Stube getreten ist, hat sie ihn in Gedanken vor sich gehabt: Schwer, mit dem sonderbaren Gesicht, Mund, Nase, Kinn, alles breit und groß, vor allem aber die Stirn völlig mächtig und nach hinten gewölbt! Der Stirn und des kurzen, aber buschigen, dichten Schnurrbartes wegen hat ihm einer den Uebernamen „Der Bismarck“ angehängt. Nur — an dem Vincenz haftet ein Uebername nicht! Der ist zu ernsthaft, als daß ihn einer im Scherz nennte.

Die Püntinerin schaut ihn an. Wie der Vincenz mag der Vorfahr von Gestalt gewesen sein, der „Riesenpüntiner“, der wilde Kriegsmann, den sie anno 1515 bei Marignano erschlagen haben!

Er rührt sich jetzt und begegnet ihrem Blick mit Augen, aus denen er gewaltsam den Schlaf wegzwingt. „Jetzt weiß ich es wieder,“ sagt er, „vor dem Trinken muß ich mich in acht nehmen. Da wäre ich bald darin, meine ich.“ Er steht auf, reckt sich und geht in der Stube auf und ab, seiner Schritte völlig mächtig, nur sichtlich ein Unbehagen, eine Unklarheit niederzwängend.

Die Püntinerin lächelt. „Wegen dir ist mir nicht angst,“ sagt sie und lacht wieder. Der da und trinken! Haha, einer wie der!

II.

Der Vincenz Püntiner steht seit fünfzehn Jahren, seit seinem zweiundzwanzigsten an Vaters Statt. Damals ist der Ratsherr Balz Püntiner gestorben, von einer großen Familie, acht meist noch unerzogenen Kindern weg. Zwei Jahre war er lahm und arbeitsunfähig. So kam der Vincenz früh in die Leitung des Anwesens. Das ist nicht klein; schon die halben Matten zwischen Altburg und Seewlen gehören dazu; weit mehr Landbesitz aber liegt dem Püntiner im Schachental. Ganze Berge gehören ihm da, und er ist doch kein just reicher Mann; denn das Land hat keinen Wert, falls er es verkaufen wollte. Weil er es aber behält, bringt es Mühe, Arbeit und Unkosten.

„Jetzt stell' dich, Vincenz,“ sagte der Ratsherr, sein Vater zu ihm, als ihn der erste Schlaganfall gelähmt hatte; „die Mutter muß sich wehren, wenn sie mit euch allen durchkommen will; also wirst wissen, wie du zu ihr stehen mußt.“

Wenn er es nicht wußte, der Vincenz, konnte er es lernen. In dem Maße, als er sich einarbeitete, spannte er sich auch selbst ins Joch einer Pflicht, die ihm wenig freie Augenblicke ließ. Er war acht Jahre älter als das älteste seiner übrigen Geschwister. Der Vater hatte es gut gehabt: zu seinen Lebzeiten waren die sieben jüngern Kinder noch alle schulpflichtig oder ganz klein; während des Vincenz Regiment wuchsen sie heran; die Buben wollten auswärts besser geschult und auf eigene Füße gestellt sein, taten Militärdienst und brauchten Geld; auch die Mädchen kosteten, als sie älter wurden, mehr, als gut für der Mutter Geldsack war. Aus dem Land mußte alles kommen, und der Vincenz, dem die Bewirtschaftung oblag, mußte sehen, wie er es herausbekam. Jetzt nach all den Jahren und während er selber aus der Jugend in die hohen Mannesjahre hinaufgewachsen ist, kann er sagen, was das Mühe und rastlose Arbeit gekostet hat. Auch die Püntinerin kann davon sagen. Sie weiß: ohne den Vincenz hätte sie es nicht durchgeschleppt, und sie weiß, daß er sich jetzt erst allmählich darauf besinnen kann, daß er nicht nur für andere, daß er auch für sich auf der Welt ist. Jetzt! Denn mit vergangenem Herbst hat die zweitletzte Schwester ins Luzerngebiet hinüber geheiratet und sind nur noch der Arnold und die Elisabeth zurückgeblieben. Alle hat er so nach und nach versorgt, der Vincenz. Daß ihm keiner das Verdienst schmälere! Einen eigenen Stolz hat er dareingesetzt, jedem der Geschwister, wie er sagt, den Stecken in die Hand zu geben. So sitzt der eine Bruder auf der guten Säge in Altburg, ein anderer hat ein Gasthaus im Oberland und ein sorgenfreies Leben; Fuhrhalter in Oberalpen ist der dritte, und zwei Schwestern haben brave und habliche Männer bekommen. Eine schwere Hand hat er freilich über allen gehabt,

ſelbſt über der Mutter. Schon bald nach des Vaters Tod kehrte er das Meiſterweſen heraus.

So iſt des Vincenz Leben geweſen, und ſo iſt es gekommen, daß bisher alle Geſchwiſter Zeit gehabt haben, ſich außer dem Hauſe ſelbſt ein bißchen in der Welt herum umzuſehen, nur er nicht. Sein Weg iſt vom Haus aus auf die Matten, von den Matten in den Schachentaler Berg, von da wieder heim. In letzter Zeit hat er auch manchmal in Altburg zu tun gehabt, auf der Sparkaſſe, auch ſonſtwo; denn ſie haben ihm Waiſenvater- und andere Beſchwerden aufgeladen, zu denen ſie im Land wie überall nur die Rechtlichſten und Ernſthafteſten brauchen können.

Zum Püntinerbeſitz gehört auch das Nachbarhaus, das jenſeits des Gartens auf der gleichen Straßenſeite liegt, kahl und groß und ohne Fenſterladen iſt wie eine Kaſerne. Vor Jahren, als die Eiſenbahn gebaut wurde, die drüben den Fluß entlang hinauffährt in die Berge, hat das Haus als Unterkunft für die Erdarbeiter gedient. Nach der Bauzeit erſtand es der Ratsherr Püntiner um ein Billiges, kaufte es, damit ihm keine Nachbarſchaft mehr komme, wie die der welſchen Arbeiter geweſen und die ihm nicht paßte. Alle die Jahre nun hat es leer geſtanden. Jetzt ſoll es Mieter bekommen. Der de Felice will einziehen, der Granitſteinbruchbeſitzer, der einen Bruch oben in Steg hat, aber gern in der Nähe von Seewlen wohnt, weil er viel Granit auf Schiffen verfrachtet. Der Welſche iſt an ein großes kahles Haus gewöhnt. Ehe er ſich zum Eigentümer der Steinbrüche aufgeſchwungen, hat er mit eigener Hand Hammer und Meißel geführt und mit einem Haufen Kameraden in ſchlechtern Baracken gewohnt als die, welche er dem Vincenz Püntiner abgemietet hat. Der hat übrigens das Haus in Stand ſetzen laſſen, ſodaß es ſich ſehen laſſen kann. Die Scheiben ſind ganz und rein, ein paar Fußböden und eine Treppe hat er erſetzen laſſen, die Wände und die Außenmauern ſind friſch getüncht worden. Kahl iſt das Haus freilich noch immer und groß für die paar Menſchen, die hineinziehen wollen. Der Vincenz kennt aber den Felice. Er iſt ein geſetzter, tüchtiger achtbarer Menſch: was ſoll er ihm alſo das Haus nicht billig überlaſſen, ſtatt es leer ſtehen zu laſſen!

Heute — es iſt Montag und acht Tage nach der Landsgemeinde — ſoll der Einzug der Mieter ſein.

Die Eliſabeth iſt in Aufregung. Den ganzen Morgen ſchon blickt ſie die Straße nach Altburg hinauf, aus welcher Richtung der Wagen des Felice kommen ſoll. Auch die Püntinerin läßt ſich ans Fenſter ſchieben und meint einmal: „Auf ſeine Frau bin ich neugierig, dem Felice ſeine!“

„Sie iſt keine Welſche,“ ſagt die Eliſabeth; „eine von Anderhalden ſoll ſie ſein,“ ſagt der Vincenz.

Bisher hat nur der Steinbruchbeſitzer ſelber im Hauſe vorgeſprochen; ſo kennen ſie ſeine Familie noch nicht, wiſſen nur, daß er eine Frau und ein Mädchen haben ſoll.

Kurz vor Mittag können ſie aus dem Wundern kommen. Da weht gegen Altburg hin Staub auf.

„Jetzt kommt er, der Wagen, mein' ich,“ ſagt die Eliſabeth, die den Tiſch deckt, aber juſt einen Blick zum Fenſter hinaus getan hat.

„Als ob heute nicht ſchon mancher vorbeigefahren wäre!“ lacht die Püntinerin. (Fortſetzung folgt).

Aus einem Skizzenbuch von Jacques Ruch, Schwanden-Paris.